

Wider die Unterschätzung der instrumentellen Vernunft

Für ein *Monopol* der instrumentellen Vernunft im Bildungswesen kann man nicht glaubwürdig argumentieren; kaum jemand wird dafür eintreten wollen. Die Gefahr eines solchen Monopols scheint aber auch recht gering zu sein: in unseren allgemeinbildenden Schulen fristen die Naturwissenschaften eher ein Kümmerdasein; ihr Stundenanteil bleibt weit hinter dem zurück, den ihnen das Humboldtsche Gymnasium einräumte. Und was die Gesellschaftswissenschaften mitsamt ihrer Lehre betrifft: leiden sie nicht eher unter einem Übermaß an „Sozialphilosophie“, die mit handfesten Vorurteilen einhergeht und die der Korrektur durch prüfbare, empirisch ermittelte Fakten dringend bedürftig ist? Es trifft gewiß zu, daß sich die Lehrpläne zur Zeit um Angabe von Lernzielen bemühen, deren Erreichen sich mit objektivierbaren Methoden kontrollieren läßt; ist dies aber nicht eine verständliche Reaktion auf die abstrakt-hochtrabende Sprache, mit der die Lehrpläne bisher sehr allgemeine, hochgesteckte Bildungsziele beschrieben, ohne Möglichkeiten zu ihrer Verwirklichung anzugeben?

Unabhängig von der Beurteilung der aktuellen Situation ist festzuhalten, daß die *Betätigung der instrumentellen Vernunft und die Verwirklichung sinnhafter Existenz sich nicht säuberlich voneinander trennen lassen. Beide durchdringen einander so, daß es auch nicht genügt, ihr Verhältnis als das von Voraussetzung und möglicher Folge zu kennzeichnen.* Die folgenden 4 Thesen sollen dies verdeutlichen:

1. Die „Emanzipation des Menschen aus der animalischen Abhängigkeit“ (Dessauer) mit Hilfe der instrumentellen Vernunft ist ein Vorgang von großer anthropologischer Relevanz.

Der Mensch ist in jeder natürlichen Umwelt lebensfähig. „Ohne eine artspezifische Umwelt, in die er eingepaßt wäre, ohne angeboren zweckmäßige Bewegungsmuster (und das bedeutet bei Tieren ‚Instinkt‘), aus Mangel also an spezifischen Organen und Instinkten, sinnesarm, waffenlos, nackt, embryonisch in seinem Habitus... ist er auf die Handlung gestellt, auf die intelligente Veränderung der beliebigen vorgefundenen Naturumstände.“¹ Diese Veränderung geschieht in der Technik; mit ihrer Hilfe gestaltet der Mensch seine Umwelt entscheidend um. Der so entstehende „Metakosmos“ (Dessauer) löst den Menschen aus der animalischen Begrenztheit und gibt ihm neue Möglichkeiten des Erkennens und Wirkens. Zwar gab es schon alte Kulturen, als dieser Metakosmos sich relativ wenig von der natürlichen Umwelt unterschied. Der Mensch hat zu allen Zeiten empfunden, daß zu seiner Selbstverwirklichung mehr gehört als die Stillung der vitalen Bedürfnisse. Aber der Raum, den die Natur für dieses Mehr gewährte, war eng. Wissen und Können blieben begrenzt. Ihre Weitergabe über Raum und Zeit war schwierig. Nur eine dünne Oberschicht hatte an der Kultur Anteil; zur Befreiung dieser wenigen von den drückenden materiellen Sorgen mußte das Gros der Menschen ein bis zur Erschöpfung arbeitsreiches, kurzes Leben führen. Der Mensch gab sich mit

diesem spärlichen Raum für seine Selbstverwirklichung zunehmend weniger zufrieden. Er lernte, wie man die Natur forschend und gestaltend in Dienst nimmt. Ihre Kräfte, die ihm bisher übermächtig und drohend entgegenstanden, erweisen sich jetzt als Hilfsmittel. Der so entstehende Metakosmos bietet dem Geistwesen „Mensch“ eine bessere Heimstatt als die natürliche Umwelt; er befreit den Menschen aus ständiger Sorge und Gefahr und gewährt ihm produktive Muße.

Es ist gewiß legitim, den *Aufbau des Metakosmos als Voraussetzung für die Reflexion über Sinnfragen anzusehen.* Aber er ist nicht nur das! Das Sich-Behaupten des Menschen in einer ihm feindlichen Umwelt, unter Lebewesen, die ihm körperlich überlegen sind, das allmähliche Sich-Herauslösen aus der animalischen Gebundenheit und Abhängigkeit durch zielbewußte Gestaltung der vorgefundenen Gegenständlichkeit, durch zunehmende geistbestimmte Indienstnahme der Natur — das alles ist ein Vorgang von großer anthropologischer Bedeutung. Man hat sich an seine Folgen so gewöhnt, daß man sich des Vorgangs gar nicht mehr bewußt ist. Diese Tatsache findet ihren Ausdruck vor allem in zwei *Fehlhaltungen*:

a) Man hält technisch-naturwissenschaftliches Wissen und Können für eine gegebene fixe Größe, über die man nach Bedarf und Belieben verfügen kann und die es nur richtig einzusetzen gelte. Daß Weitergabe und Entwicklung dieses Könnens einen dynamischen Prozeß darstellen, der keineswegs ungefährdet ist, sondern zu seiner Aufrechterhaltung bestimmter Bedingungen bedarf, ist weithin nicht bewußt.

b) Die weitgehende Lösung des Menschen aus seiner Abhängigkeit von der Natur wird ebenfalls statisch verstanden, als ein abgeschlossener historischer Vorgang. Dabei wird übersehen, daß der Mensch wie jedes andere Lebewesen auf seinen ökologischen Ort angewiesen ist. Im Gegensatz zu anderen Arten kann er auf diesen Ort zwar Einfluß nehmen, dennoch bleibt er von ihm abhängig. Gerade die Möglichkeit des Menschen, seine natürlichen Lebensbedingungen auch zu zerstören, zeigt uns zur Zeit, wie sehr er von ihnen abhängt. Die nächsten Jahre und Jahrzehnte werden uns dies noch deutlicher erfahren lassen.

Die Bemühungen um Aufrechterhaltung der geschilderten Emanzipation ohne die Zerstörung der ökologischen Basis können vielleicht helfen, die anthropologische Bedeutung der instrumentellen Vernunft wieder ins öffentliche Bewußtsein zu heben.

2. Auch in der institutionalisierten instrumentellen Vernunft sind Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe am Werk.

Die *mitmenschliche Motivation* beim Gebrauch der instrumentellen Vernunft ist in der Regel schwer erkennbar; sie wird nur in Ausnahmefällen deutlich. Ein solcher Fall ist die Entwicklung brauchbarer Röntgenapparate durch Dessauer und seine Mitarbeiter. „Fast alle meine Mitarbeiter von damals sind den Gefahren erlegen, an Strahlungsverbrennungen qualvoll zugrunde gegangen; wenige sind, lebenslänglich geschädigt, nur knapp dem Tode entronnen. Bei solchen Katastrophen kam es dann zuweilen vor, daß auch Stimmen der Umwelt uns Techniker, für einen Augenblick freilich nur, zugestanden, daß einer von uns in Erfüllung seiner Mission, also eines

sinnvollen und nicht wertlosen Tuns, den Opfergang seines Lebens vollendet habe. Sonst waren wir gewohnt, daß man unser Tun nicht kennt, von unserem Sinnen und Trachten keine Notiz nimmt. Man bezahlte uns ja, und somit war man berechtigt, unsere Leistungen, Darreichungen unseres Lebensstromes, Dienst an Brüdern Unbekannt, gedankenlos hinzunehmen und ohne Dank zu genießen. Daß wir einen echten Beruf hätten, einem Rufe also aus dem Ratschluß des Schöpfers folgten, ja daß wir in einem guten Sinne am Fundament der Kultur täglich bauen und daß die Techniker das Menschengeschlecht auf ihren Schultern tragen, ahnten manche von uns; aber für die Welt ringsum war unser Tun, unseres Lebens Opfergang Selbstverständlichkeit, von der Notiz zu nehmen sich nicht lohnte.“² Dessauers eigenes technisches Tun war so sehr hingebender Dienst am Mitmenschen, am „Bruder Unbekannt“, daß seine ganze Technikauffassung davon geprägt ist. Man sollte von ihm lernen, auch diese Komponente zu sehen; sie ist auch im Tun des normalen Technikers wirksam. Der Lokomotivführer, der seinen Zug sicher durch die Nacht fährt, der Statiker, der eine Brückenkonstruktion auf ihre Tragfähigkeit prüft, der Chemotechniker, der die x. Charge eines Arzneimittels spektrophotometrisch oder titrimetrisch auf genügende Reinheit hin untersucht — sie alle leisten einen Dienst an vielen „Brüdern Unbekannt“; ganz hat der Streit um Tarifverträge und Wirtschaftsverfassung dieses Faktum nicht unterdrücken können. Schließlich heißt es sogar vom Priester, daß, wer dem Altare diene, auch von ihm leben solle.

Hier liegt der Einwand nahe, die instrumentelle Vernunft sei doch *ambivalent*; sie habe nicht nur Röntgenröhren, sondern auch Atombomben hervorgebracht. Das trifft zu. Aber wer aus diesem Mißbrauch den beliebten Schluß von der „ethischen Neutralität der Technik“ ziehen will, der muß im Blick auf Hitlers Volksgerichtshof, auf die Justiz Stalins z. B. auch bereit sein, von der „ethischen Neutralität der Rechtsordnung“ zu sprechen; schließlich kann der Mensch *alles* mißbrauchen. Es erscheint mir sinnvoller, beiden Gebieten ihren ethischen Imperativ zuzugestehen, angesichts dessen der Mißbrauch um so mehr zu verurteilen ist. „Die Idee der Technik, ihr historischer Sinn, deutlich erkennbar für den unvoreingenommenen Blick, ist die Emanzipation des Menschen und seines Geschlechtes aus der vegetabilen und animalischen Gebundenheit und Abhängigkeit, das Vordringen zum Geiste hin . . . Hierzu ist Technik das vom Schöpfer gegebene Mittel.“³

3. Beim Entwurf und der individuellen Bejahung eines Menschenbildes spielen die instrumentelle Vernunft und ihre Ergebnisse eine wichtige Rolle.

Angesichts der vieldiskutierten „Geschichtlichkeit des Menschen“ wird heute kaum jemand behaupten wollen, daß ein ganz bestimmtes Menschenbild — etwa das des mittelalterlichen Ritters (Stichworte: Artus-Runde, Bamberger Reiter) oder das des Neuhumanismus (Stichwort: Humboldt) — *das* gültige und optimale Bild des Menschen schlechthin sei. Weniger deutlich wird gesehen, daß der Wechsel der Menschenbilder nicht bloß auf dem Wechsel der Ideen beruht. Zu allen Zeiten war ja das Leitbild vom Menschen zwar einerseits von Ideen, andererseits aber auch vom konkreten Lebenszusammenhang, von der Wirklichkeit geprägt. Diese Mitbeteiligung der Wirklichkeit geht heute von der technisch geprägten Welt aus⁴. Man mag darüber streiten, welches Gewicht bei der Wech-

selwirkung zwischen den Ideen und der Wirklichkeit den einzelnen Komponenten zukommen soll; die Mitbeteiligung der Wirklichkeit ist gegeben und legitim.

4. Der Erfolg der instrumentellen Vernunft beruht auf einer genauen Kenntnis der gesetzmäßigen Zusammenhänge im jeweiligen „Anwendungsbereich“. Sieht man von der Anwendung ab, so erweisen sich diese genauen Kenntnisse als Theoriengebilde von großer Tiefe, Konsistenz und Schönheit. — Es hängt also nur von der individuellen Intention ab, ob die Naturwissenschaft instrumentelles Wissen oder ein Wissen um seiner selbst willen ist.

Gewiß ist die Naturwissenschaft brauchbar, aber das ist nur einer ihrer Aspekte. Sie gewährt uns darüber hinaus bedenkenswerte Einsichten. Die Naturwissenschaft ist in den unvorstellbar kleinen Atomkern ebenso eingedrungen wie in die beängstigende Weite des Kosmos; sie beschäftigt sich mit der Struktur des Kieselsteins ebenso wie mit dem physiologischen Vorgang menschlichen Sehens, und die Kybernetik ist sogar manchen Aspekten des Geistes auf der Spur. Hinter diesem breiten Spektrum zahlreicher und vielfältiger Phänomene zeigt die Wissenschaft eine vielfach abgestufte Hierarchie von Strukturen auf, hinter der wiederum eine Gesetzmäßigkeit von überzeugender innerer Geschlossenheit steht. Der nachdenkliche Blick auf die Methoden und Ergebnisse der Naturwissenschaften ist nach wie vor eine stimulierende subjektiv-empirische Basis für die Reflexion von Sinnfragen; dies gilt auch bei hochentwickeltem erkenntnistheoretischem Problembewußtsein. Ich halte es für geradezu unverzeihlich, daß dieser Aspekt der Naturwissenschaft trotz relativ leichter Zugänglichkeit⁵ von der Mehrheit unserer Philosophen konsequent ignoriert wird.

Es soll nicht bestritten werden, daß viele Vertreter der instrumentellen Vernunft die nicht instrumentellen Aspekte ihres Handelns und Denkens ebensowenig sehen wie ihre geisteswissenschaftlichen Antipoden. Das instrumentelle Denken hat eine ausgeprägte Tendenz, sich selbst zu genügen. Die schlimmste Folge dieser partiellen Blindheit ist die Gefahr der Schwächung des ethischen Empfindens, auf die *Max Born* — ein gewiß nicht voreingenommener Zeuge — eindrucksvoll hinweist: „Die Naturforscher selbst sind eine unansehnliche Minderheit; doch die eindrucksvollen Erfolge der Technik verleihen ihnen eine entscheidende Stellung in der Gesellschaft. Sie sind sich einer höheren objektiven Gewißheit bewußt, die durch ihre Denkweise erreichbar ist, aber sie sehen ihre Grenzen nicht. Ihre politischen und sittlichen Urteile sind daher oft primitiv und gefährlich . . .“

Ich bin von dem Gedanken bedrückt, daß dieser Bruch in der menschlichen Zivilisation, der durch die Entdeckung der naturwissenschaftlichen Methode verursacht wurde, nicht wieder gutzumachen ist. Obwohl ich die Naturwissenschaft liebe, habe ich das Gefühl, daß sie so sehr gegen die geschichtliche Entwicklung und Tradition ist, daß sie durch unsere Zivilisation nicht absorbiert werden kann. Die politischen und militärischen Schrecken sowie der vollständige Zusammenbruch der Ethik, deren Zeuge ich während meines Lebens gewesen bin, sind kein Symptom einer vorübergehenden sozialen Schwäche, sondern eine notwendige Folge des naturwissenschaftlichen Aufstiegs — der an sich eine der größten intellektuellen Leistungen

der Menschheit ist. Wenn dem so ist, dann ist der Mensch als freies verantwortliches Wesen am Ende.“⁶

Man braucht dieses alterspessimistische Urteil Borns nicht in vollem Umfang zu akzeptieren, um die weithin praktizierte *Selbstgenügsamkeit* der instrumentellen Vernunft als bedrohlich zu empfinden. Sie muß überwunden werden. Diese Möglichkeit verbaut man sich aber mit Sicherheit, wenn man die anthropologische Irrelevanz der instrumentellen Vernunft behauptet und ihren Anhängern zunächst einmal existentiell relevante Kenntnisse und Erfahrungen vermitteln möchte. Die Betroffenen sehen darin (mit Recht!) eine Diffamierung ihres Wissens und Tuns, und darüber hinaus eine Aufforderung, den Bereich rationaler Diskussion zu verlassen, um sich dem unerfreulichen Klima und den noch weniger erfreulichen Methoden von Glaubenskämpfen auszusetzen, wie sie zur Zeit heftig ausgetragen werden. Sachlich richtiger und erfolgversprechender wäre es, die anthropologische Relevanz

der instrumentellen Vernunft deutlich herauszuarbeiten und von dieser Basis aus Sinnfragen anzugehen. Wegen der tiefgehenden Spaltung unserer Gesellschaft in „zwei Kulturen“⁷ verspricht auch dieses Vorgehen kein leichtes Gelingen. Seine Erfolgsaussichten scheinen mir jedoch erheblich besser zu sein als das übliche Vorgehen, das die Anhänger der instrumentellen Vernunft nur in ihrer Abstinenz bestärkt.

¹ A. Gehlen: Anthropologische Forschung, rowohlt's deutsche enzyklopädie, Bd. 138, Reinbek bei Hamburg 1961, S. 94. ² F. Dessauer: Streit um die Technik, Frankfurt a. M., 2. Aufl. 1958 (Knecht), S. 82 f. ³ F. Dessauer, X. von Hornstein: Seele im Bannkreis der Technik, Olten und Freiburg i.Br., 2. Aufl. 1952 (Walter), S. 54. ⁴ Vgl. K. Tuchel: Herausforderung der Technik, Bremen 1967 (Schünemann), S. 17—20. ⁵ Siehe z. B. C. F. von Weizsäcker: Die Geschichte der Natur, Göttingen (Kleine Vandenhoeck-Reihe), und W. Heisenberg: Der Teil und das Ganze, München 1969 (Piper). ⁶ Max Born: Erinnerungen und Gedanken eines Physikers, in: Universitas 23 (1968), S. 249—276, hier S. 274, 276. ⁷ C. P. Snow: Die zwei Kulturen, Stuttgart 1967 (Klett).

Zeitbericht

Werturteile zwischen Ideologie und Realität

Der OECD-Bericht über das deutsche Bildungswesen

Der von Kultusminister B. Vogel (Mainz) als dem derzeitigen Vorsitzenden der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung in Paris entgegenkommene Bericht einer OECD-Studiengruppe über das deutsche Bildungswesen wurde von der bundesdeutschen Presse seinerzeit lebhaft registriert. Eine Auseinandersetzung hat bisher jedoch kaum stattgefunden. Das mag nicht nur daran liegen, daß sich eine Kluft zwischen dem Optimismus des fünfköpfigen OECD-Ausschusses über die Sinnhaftigkeit und Praktikabilität ihrer Reformvorschläge und der gegenwärtigen Hoffnungslosigkeit deutscher Bildungspolitik hinsichtlich der ökonomischen und politischen Durchsetzbarkeit von Nahzielen auf tut. Vielleicht erklärt sich das Ausbleiben einer breiteren Diskussion auch aus der banaleren Tatsache, daß bisher nur die englische Originalfassung des Berichts vorliegt. Eine deutsche Übersetzung ist erst in absehbarer Zeit zu erwarten. Bisher hat lediglich die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in ihren „Informationen für Mitarbeiter“ (Nr. 1, Januar 1972) größere Bruchstücke des Berichts aus ihrer Sicht pointiert herausgestellt. Da die Diskussion nach Vorliegen einer deutschen Fassung kräftiger einsetzen dürfte, beschränken wir uns hier auf die Wiedergabe seiner wichtigsten Inhalte. Die Grundtendenz des Berichtes ist aus dem hier Wiedergegebenen durchaus ersichtlich. Wie vielen, die an der Diskussion über die Bildungsreform teilnehmen, fallen auch den OECD-Berichterstellern Werturteile, die sich in einer Grauzone zwischen Ideologie und Realität bewegen, leichter als ein empirisches und pragmatisches Abwägen der Bildungsrealitäten im internationalen Vergleich. Es besteht aber die Hoffnung, daß dieser Bericht zu solchen Vergleichsstudien anregt.

Die OECD (Organization for Economic Co-operation and Development), der neben den westeuropäischen Industriestaaten die USA, Kanada und Japan angehören,

beschäftigt sich in ihrem Sachausschuß für Bildungsfragen (Education Committee) auch mit Fragen der Bildungsplanung, wobei von der Zielsetzung der Organisation her der Schwerpunkt auf den Beziehungen zwischen Bildung und Wirtschaftswachstum liegt. Absicht ihrer sog. „Länderexamina“ ist es, durch Untersuchungsberichte die Durchsetzung bildungspolitischer Reformen in den Mitgliedsländern zu unterstützen. Verstanden werden unter solchen Länderexamina Analysen, die auf der Grundlage von Studien, Besichtigungen und Gesprächen mit Wissenschaftlern und Politikern über die Leistungen der Mitgliedsländer im Bereich der Bildungspolitik erarbeitet werden. Sie enthalten eine Darstellung der *vergangenen und gegenwärtigen bildungspolitischen Situation* innerhalb des analysierten Landes sowie eine kritische Würdigung der *geplanten Entwicklungen*.

Es darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß ein solches Untersuchungsergebnis nicht nur vom politischen und konzeptionellen Standpunkt der Untersuchenden aus zu beurteilen ist, sondern daß es auch weitgehend von den Kontaktpersonen und -institutionen im analysierten Land abhängig ist.

Die Analyse über die Bundesrepublik wurde in der zweiten Jahreshälfte 1971 erstellt. Zu ihrer Vorbereitung bereisten ein fünfköpfiger Ausschuß von „Examinatoren“ 14 Tage lang (vom 20. Juni bis 3. Juli) die Bundesrepublik. Die Mitglieder des OECD-Ausschusses waren: J. Emblin (Großbritannien), T. Husén (Schweden), H. Noah (USA), A. Peyrefitte (Frankreich) und F. Stern (USA). (Zum Vergleich: der Deutsche Wissenschaftsrat ließ für die Erstellung seines jüngst publizierten „Berichts“ zur Hochschulreform sechs Wochen lang die Mitglieder seiner Wissenschaftlichen Kommission 45 bundesdeutsche Hochschulen besuchen und beklagt sich in dem Bericht dennoch, für eine gründliche Erhellung der Zustände und Probleme sei zu wenig Zeit.)